

Reisen in die eigene Vergangenheit

Fritz Schenk über post-sozialistische Befindlichkeiten in der Ex-DDR

Es ist Anfang März 1990. Fast 33 Jahre sind vergangen, seit wir jenes Gebiet verlassen hatten, das sich noch immer DDR nennt. Vor einem Vierteljahr ist die Mauer gefallen, aber noch immer stehe ich in den Fahndungsbüchern der Grenztruppen. Im Dezember und Januar war mir deshalb die Einreise nach drüben noch verweigert worden. Verhaftung drohte nicht mehr – aber „unerwünschte Person“ war ich nach wie vor. Jetzt aber klappt es. Am Kontrollpunkt Hof in Richtung Halle/Leipzig wollen sie uns sogar durchwinken. Nun bin ich hartnäckig: Ich bitte um Stempel in meinen Paß – als Erinnerung – und erhalte sie lächelnd. Die Grenzer sind gelöst, freundlich. Es ist Wahlkampf, der erste wirklich demokratische in der DDR.

Unser Jüngster, Student, 22 Jahre, chauffiert uns – meine Frau und mich. Er kennt den Osten nicht, auch für ihn war die DDR tabu, Sippenhaft. Schrittempo durch die Sperren. Wir wollen es genau sehen, das Monster, das sich „antifaschistischer Schutzwall“ nannte. In rund fünfzig Beiträgen hatte ich über die Mauer im Fernsehen berichtet. Jetzt sehe ich, wie armselig und eher verharmlosend sich Bilder gegen diese Wirklichkeit ausmachen. Gänsehaut, stille Wut, Kopfschütteln, aber auch Erleichterung, daß das vorbei ist.

Vor Weißenfels bezieht sich der Himmel. Wir riechen es bald, es ist nicht das Wetter, Leuna rückt näher. Gegen Mittag Halle, die Händel-Stadt. Wir stehen vor dem Denkmal auf dem Markt. Erneut innerer Zorn, unfassbar, wie diese Stadt heruntergekommen ist. Wir sprechen kaum, Kloß im Hals, wir kämpfen mit Tränen. Eine Stunde Rundgang durch die Innenstadt, dann weiter Richtung Eisleben, „nach Hause“.

Keine Probleme mit der Strecke. Hier ist die Zeit stehengeblieben. Die Lutherstadt wie vor 30 Jahren, nur schwärzer. Nun wissen wir's bereits. Erneut Schrittempo durch ein paar Nebenstraßen. Erinnerung braucht nicht bemüht zu werden, alles wie wir es verlassen hatten, nur . . . , schon gesagt. Acht Kilometer bis Helbra. Wir sind am Ziel. Das Eltern-



Fritz Schenk – geboren 1930 in Helbra bei Eisleben – arbeitete bis zu seiner Flucht in den Westen im Jahre 1958 als Sekretär in der DDR-Planungskommission. Ab 1971 war er der engste Mitarbeiter von Gerhard Löwenthal beim ZDF-Magazin; zum 1. April verläßt er die Mainzer Anstalt und geht in den Ruhestand. Für „Deutschland-Magazin“ beschreibt er, wie er nach der Wende des Jahres 1989 seine alte Heimat „wiederentdeckte“

haus. Die Tür verschlossen, niemand da. Ich bin fast froh darüber. Wir kennen die Leute nicht, die jetzt dort wohnen. Wie wäre das Zusammentreffen verlaufen? Ist es mein Haus, ist es ihres?

Wir sitzen im Auto. Erinnerungen kommen. Ich schaue die Straße hinunter. Den Weg war der Onkel gegangen, als ihn die Gestapo 1936 verhaftet hatte, an meinem sechsten Geburtstag. Hier trafen sich im Schutz der Dunkelheit die Freunde der Eltern, wenn Bedrängten geholfen werden sollte. Neben an der Baubetrieb, im Krieg ein „Ost-Arbeiter“-Lager mit Frauen und Kindern. Unser Garten grenzte daran. Durch den Zaun wurde geholfen, mit Kleidung, Nahrung, einfachen Medikamenten.

Kriegsende, die Amerikaner kamen. Die Straße wurde Soldatenquartier. Die meisten mußten aus ihren Häusern, wir durften bleiben, lebten eingeschränkt in den oberen Räumen. Dann kamen die Russen. Abtransport der „Ost-Arbeiter“. Tränen, Gewalt, einige wollten sich verstecken – vergeblich – wieviele mögen ihre „Befreiung“ überlebt haben? Danach die neue Gewalt: Bodenreform, Enteignungen, Flucht, Verhaftungen. Wieder heimliche Treffen, wieder versteckte Hilfen, erneut Angst und Bedrückung.

Erinnerung an die letzte Begegnung mit den Eltern vor der Flucht in den Westen – danach nur noch Kontakt über verschlüsselte Briefe. Dazwischen liegen dreißig Jahre – ist das die Rückkehr „nach Hause“? Erst jetzt wird mir so recht bewußt, daß hier, trotz aller Freuden und Sorglosigkeit der Kinder- und

Jugendjahre, die düsteren Abschnitte überwogen. Hier habe ich nur Diktaturen erlebt.

Weiter zum Friedhof. Das Grab der Eltern, eine Tante pflegt es. Neben uns ein Ehepaar mittleren Alters. Die Frau flüstert mit ihrem Mann. Sie faßt sich ein Herz, kommt zu mir. „Kennst'n mich nicht mehr? Ich bin doch die Gerdi!“ Erster heimatlicher Tonfall. Der Groschen fällt, eine Schulfreundin. Sie ist im Vorteil: Meine dreißigjährige Fernseharbeit hat sie mein Altern mitverfolgen lassen.

Wir gehen den Weg bis zur Tante gemeinsam. Kaffeeklatsch, Jugenderinnerungen, dann die Gegenwart: Wie geht's weiter? Unsicherheit herrscht. Sie können's noch immer nicht so recht glauben, haben noch Angst vor den Russen und den vielen Genossen. Werden sie die Niederlage schlucken?

Am nächsten Tag weiter nach Berlin. Von Süden her über Grünau nach Adlershof. Unser letztes Domizil vor der Flucht. Auch hier, wie wir es verlassen hatten, nur . . . , immer wieder das gleiche, Verfall ist das vorherrschende Bild. Eine Freundin wohnt noch dort. Als wir gingen, war sie Medizinstudentin im Examen. Nun ist sie leitende Stationsärztin vor der Pensionierung. Wieder Vergangenheitsgespräche: unsere Flucht, die tagelangen Stasi-Verhöre: warum nichts bemerkt, wie gut waren Sie bekannt, wer ging da ein und aus, die „Versteigerung“ unseres Hausrats, „Befragungen“ an der Universität, Angst um den Studienplatz – und immer wieder „wie geht's weiter?“

Spurensuche: Stadtmitte, Leipziger Straße, „Haus der Ministerien“, fast sechs Jahre meine Arbeitsstätte. Noch meide ich das Haus. Erst im Sommer komme ich wieder. Die SED-Herrschaft ist zu Ende. Die Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion ist vollzogen, der Beitritt zum Grundgesetz beschlossen, die Tage der DDR sind gezählt. Ich bin zu einer Konferenz im großen Saal dieses Gebäudes, das ursprünglich Görings „Reichsluftfahrtministerium“ gewesen war. Mein Gefühl – eine Mischung aus Genugtuung und Beklommenheit.

In der Sitzungspause wende ich mich an einen Mann der Hausverwaltung. Er begleitet mich durch das Haus. Es wird für die Treuhandanstalt renoviert. Wir gehen den Gang entlang in „mein“ ehemaliges Arbeitszimmer. Ich finde es sofort. Bis auf die Möbel hat sich nichts verändert. Die Beklommenheit verstärkt sich. Aus diesem Raum wurde ich verhaftet und abgeführt. Auch die Vorzimmer und der Raum meines Chefs Bruno Leuschner (erster Staatsplaner der DDR, Schöpfer und Verwalter der sozialistischen DDR-Wirtschaft bis zu seinem Tod 1965) nahezu unverändert.

Wieder Erinnerungen, als sei es gestern gewesen. Hier haben wir den 17. Juni 1953 erlebt, zuvor Stalins Tod, den Paukenschlag der „Entstalinisierung“ 1956 (die sich dann nur als Wortklaubelei entpuppte), den Ungarn-Aufstand, Chruschtschows „Reformprogramm“ vom Frühjahr 1957 (auch bald zu den Akten gelegt), und hier wurden die vielen Beschlüsse und Gesetze diskutiert und vorbereitet, die die DDR immer sozialistischer machten, sie damit in das nun überall sichtbare Chaos trieben und die Teilung zur Kluft werden ließen.

Wieder diese Mischung aus Erleichterung und Beklemmung. Erleichtert, rechtzeitig weggekommen zu sein. Beklemmung, weil auch ich nur in Grenzen mutig gewesen war und heute nicht weiß, was aus mir geworden wäre, wenn die Mauer damals schon gestanden hätte.

Auf dem Weg zurück in den Konferenzsaal, vorbei am Büro der Parteileitung. Hier soll die „Kommission“ getagt haben, die mich nach der Flucht zur „Höchststrafe“ verurteilt hatte. Stehen-

bleiben, nachdenken, wie mag das zugegangen sein? Da wünscht man sich, daß die Wände reden könnten. Jetzt trällern zwei Maler vor sich hin. Waschen sie die Vergangenheit ab – oder wird sie nur übertüncht? Noch bin ich mit mir unein-

nig, ob ich überhaupt – und, wenn ja, wen ich eventuell wiedersehen möchte. In einer Ecke ein Ostberliner Telefonbuch. Ich suche nach bestimmten Namen. Ohne Erfolg. Es stammt aus DDR-Zeiten. Und da waren selbst Pensionäre aus der Plankommission noch „Geheimnisträger“.

Am späten Nachmittag, Fahrt nach Pankow. Hier, in der Umgebung des Schlosses, dem ersten Amtssitz des

DDR-Präsidenten, hatten die „Spitzen“ gewohnt: Pieck, Grotewohl, Ulbricht, Leuschner – wer kennt die Namen überhaupt noch? Nach ihrem Umzug in das miefige Führungsgetto Wandlitz wurde das „Städtchen“ (wie Vertraute die Pankower Trutzburg damals nannten) westlichen Diplomaten zugewiesen. Die gediegenen Villen aus den zwanziger und frühen dreißiger Jahren sind gut in Schuß. Das Haus von Grotewohl – eine Gedenktafel erinnert an den ersten Ministerpräsidenten der DDR, daneben das von Pieck, auch mit Gedenktafel. Dann stutze ich: hier war doch das Haus von Ulbricht – weg – an seiner Stelle ein Kiosk! Kann das denn wahr sein? Es

ist – Honecker hat es wegrißen lassen, um die Erinnerung an seinen Vorgänger zu tilgen – Vergangenheitsbewältigung auf stalinistische Art.

Tage danach im Wirtschaftsministerium Unter den Linden. Erstes Zusammentreffen mit einem, der bis zum Schluß in Amt und Würden war: Siegfried Wenzel, in den letzten Jahren stellvertretender Planungsvorsitzender. Ich überrumple ihn, trete sofort in sein Zimmer. Auf der Straße hätte ich ihn nicht wiedererkannt. Er reagiert sofort: „Kein Kommentar, kein Interview, kein Auftritt!“ ist seine Abwehr. Ich beruhige ihn, bin als Privatmann hier, kein Mikrofon, keine Kamera. Da löst sich die Spannung, aber nur wenig. Förmliche Bitte

zum Platznehmen, nur 'nen Moment, Zeitmangel, Termine. Etwas verkrampfte Distanz, wie sollen wir uns anreden? Wie damals? – „Genosse“ geht ja nicht mehr – Vorname und „Du“? – Herr und „Sie“ will uns aber auch nicht über die

Lippen – so umgehen wir's.

Ich frage nach Namen und was aus ihnen geworden ist. Die meisten sind pensioniert, einige gestorben, andere schon „abgewickelt“. Auch seine Tage sind gezählt. Die Treuhand brauchte ihn und andere Experten aus der Plankommission, dem Finanzministerium und der Statistik nur für den Übergang. Bei einigen Adressen bleibe ich hartnäckig: die müsse er doch haben, ich wisse doch,

daß sie über die Kaderabteilung ihre Funktionärs-Zusatzrenten bekommen hätten und auch sonst noch „betreut“ worden seien. Nun verschließt er sich wieder. Immer noch die alte Geheimniskrämerei, Genossen-Gehorsam. Er entschuldigt sich, geht ins Nebenzimmer, telefoniert von einem anderen Apparat. Wir können uns sehen, ich ihn aber nicht hören. Dann die Ausrede: Die „Kollegin“ sei zur Zeit nicht erreichbar,

aber er wolle sehen, was sich machen lasse. Adressenaustausch, er will mir schreiben. Nach zehn Minuten bin ich wieder draußen.

Mitte Oktober – die Einheit ist inzwischen vollzogen – kommt Post. Typisch: ein formloser Umschlag, darin ein

Für
einen von den alten
Genossen bin
ich heute immer noch
ein »Verräter«

maschinegeschriebener Zettel, kein Absender, keine Unterschrift, aber etliche der gewünschten Adressen. Ich zögere, muß alles mehrmals überschlafen. Soll ich überhaupt aktiv werden, den Anfang machen und warum? Könnten nicht eher sie sich melden? Meine Adresse ist allgemein bekannt. Wenn auch sie froh wären, daß Diktatur, Angst, Unfreiheit, Repression vorüber sind, müßten sie doch interessiert sein wie andere, die längst wieder den Draht zu uns aufgenommen haben. Hindern sie Scham, schlechtes Gewissen, ehrliche Schuldgefühle daran, den ersten Schritt zu tun – oder ist einfach alles vergessen, zu lange her?

Weihnachten überwinde ich mich, nehme gerade dieses Fest zum Anlaß, mich bemerkbar zu machen. Ich übermittle meine Autobiographie mit der Bemerkung, daß ich bereit sei, so unbefangen, wie dies unter den Umständen möglich wäre, sich einfach mal wieder auszutauschen. Kein Buch kommt zurück, aber auch keine Antworten. Erst Wochen später läßt mich wenigstens einer wissen, daß ich für ihn noch der „Verräter“ bin, mit dem er nichts wieder zu tun haben möchte.

Ganz anders reagiert einer, von dem ich es am wenigsten erwartet hatte: Gerhard Schürer, ehemals Politbüro-Mitglied, stellvertretender Ministerpräsident und mit 25 Amtsjahren der am längsten fungierende Planungschef aller sozialistischen Staaten.

Wir verabreden uns in seiner Wohnung. Der nun siebzigjährige Rentner wohnt nach dem Rauswurf aus Wandlitz in den Neubauten zwischen Leipziger Straße und Brandenburger Tor. Ich

Wird
hier die Vergangenheit
wirklich ganz
abgewaschen – oder
nur übertüncht?

war schon mehrmals an den Blocks vorbeigefahren und der Meinung, für sich selber hätten die Genossen komfortabler gebaut. Irrtum. Nur die Fassaden machen etwas mehr her, im Innern sozialer Wohnungsbau des Westens aus den fünfziger, sechziger Jahren.

Bei der Begrüßung falle ich mit einer einschlägigen Bemerkung gleich mit der Tür ins Haus. Er blockt nicht ab, stimmt zu und setzt noch eins drauf: „Keine Frage, wir waren fertig, da lief nichts mehr!“ Damit sind wir sofort bei der Sache. Zwischen uns steht nicht die höchste der Vergangenheitsbarrieren, er war zum Zeitpunkt meiner Flucht und der Sonderverurteilung zum Studium in Moskau, hatte die Hintergründe erst später indirekt erfahren. „Darüber sprach man doch nicht, Du kennst das ja.“ Ich kenne das. Und gleich das größte Kompliment, das ich je bekommen habe: „Ich hatte mir Deine Bücher beschafft, habe sie alle gelesen, so war es bis zuletzt, Du könntest sie heute nicht anders schreiben.“

„Aber warum so lange, so verbissen bis zum bitteren Ende, hat denn niemand mal 'ne Lippe riskiert?“ – „Durch die Blume schon, aber Fraktur wurde nie geredet – auch das wie damals bei Ulbricht.“

Er bestätigt, was Schewardnadse inzwischen geschrieben hat: Um die Wende der siebziger auf die achtziger Jahre war den Fachkräften klar, daß der Wettlauf mit dem Westen verloren, der Weg in den Kollaps nicht aufzuhalten sein würde. Und dennoch kuschten sie vor Honecker, Mielke, Mittag – ihnen gibt er die Hauptschuld, verschweigt aber nicht, daß er sich schämt ob seiner Feigheit, und er steht auch zu seiner Mitverantwortung.

Der Abend, bei einem Essen mit seiner Frau in einem Westberliner Restaurant der gehobeneren Klasse, verläuft gelöst. Sie sind zum ersten Mal hier. Hatten auch gut ein Jahr nach

dem Fall der Mauer den „Westsektor“ nur „von außen beschnuppert“. „Ist das nicht verrückt“, sagt Schürer, „vor nur drei Jahren, wenn ich zur Delegation von Honecker gehört hätte und wir uns in Bonn begegnet wären, hätte ich Dich nicht kennen dürfen. Und nun sitzen wir hier, essen und trinken, als wenn nichts gewesen wäre.“

„Wie lebt Ihr mit dem Odium des totalen Zusammenbruchs?“, will ich wis-

sen. „Im Zwiespalt. Auf der einen Seite ist auch von uns eine Last abgefallen. Schluß mit dem Lügen. Schluß mit dem Tüfteln nach jeder Formulierung. Erleichtert, daß so etwas wie heute abend jetzt wieder möglich ist. Auf der anderen Seite natürlich der Verantwortungsdruck aus der Vergangenheit und die Ungewißheit über die Zukunft.“

Einmal hatten sie ihn schon verhaftet, im Januar 1990, noch unter der Regierung Hans Modrow. Theoretisch war er der Vorgesetzte von Schalck-Golodkowski gewesen. In der Praxis tat Schalck jedoch nichts ohne Placet von Honecker, Mielke und Mittag. Das ist damals geklärt worden, Schürer kam nach drei

Wochen frei, aber wird's dabei bleiben? Er sieht der Tatsache ins Auge, daß es wohl wieder ein Verfahren gegen ihn geben könnte.

Meine Meinung dazu ist zwiespältig. Auf der einen Seite mahlen die Mühlen des Rechtsstaats. Auf der anderen läuft die Zeit weiter. Wie lange nach der Wende kann man noch „verfolgen“, auch nur im aufklärerischen Sinn? Ab wann tritt „Normalität“ ein? Von welchem Zeitpunkt an ist diese Vergangenheit „bewältigt“? Vor allem: Wie ahndet man kollektive Ideologiehörigkeit und gesellschaftspolitische Versessenheit?

In der Beurteilung des „Sozialismus“ sind wir nahezu einig. Schewardnadse hat recht: „Ein Irrtum von Anfang an.“

– „Wo immer er praktisch erprobt wurde“, sagt Schürer „hat er sein Grundanliegen, eine höhere Produktivität und Effektivität als der Kapitalismus zu erreichen, verfehlt. Das hat prinzipielle Gründe. Das ist nicht nur mit Stalinismus und

falscher Organisation zu erklären.“

Aber lag das alles nur am Osten? Waren das Ahlener Programm der CDU von 1946, waren die SPD Schumachers und nach ihm nicht auch „sozialistisch“? Hatten Kaiser, Lemmer, Arnold und viele Wiederbegründer der demokratischen Parteien nach 1945 nicht auch nach „sozialistischen“ Wegen gesucht?

Es wird ein langer Abend, der weit in die Vergangenheit zurückgreift und

nicht bei der östlichen stehenbleibt. Denn auch darin sind wir einig: Diese „Vergangenheitsbewältigung“ kann und darf nicht nur auf den Osten beschränkt bleiben, wenn sie ehrlich sein und Sinn haben soll.

Ich frage nach den Unterschieden zur Ulbricht-Ära. „Im Prinzip alles dasselbe“, sagt er, „die gleiche Ressorttrennung, jeder kapselte sich in seinem Aufgabengebiet ab, wollte möglichst wenig über das wissen, wofür er nicht ausdrücklich verantwortlich war. Auch die gleiche Fülle von Tagesordnungspunkten im Politbüro. Aber es wurde weniger diskutiert. Die Sitzungen waren kürzer. Das war ja gerade die Wurzel des

Übels. Honecker stützte sich nur auf die Partei und die Staatssicherheit. Wenn jemand vorsichtig auf ein Problem hinwies, schmetterten das Mittag, Mielke oder die ZK-Sekretäre mit dem Hinweis ab, daß dies in dem oder jenem Punkt von den letzten Parteitag- oder ZK-Beschlüssen abweiche. Und dann kam eben heraus, die Beschlüsse müßten erfüllt werden – Pech für die Tatsachen.“

„Und dann die vertrackteste Situation überhaupt“, fährt er fort, „je rascher es im Innern bergab ging, um so mehr wurden wir von außen aufgewertet. Der Honecker-Besuch in Bonn hat uns Kritikern das Maul gestopft. Wer auch nur in Ansätzen meckerte, wurde mit dem Hinweis abgeschmettert, daß er die DDR wohl mieser machen wolle als die Westpresse. Nimm doch nur die Beispiele Schalck und Mittag, die wurden doch hofiert wie die Krösusse, die Kredite flossen, noch 'ne Milliarde und noch 'ne Milliarde –!“ Resignation, Kopfschütteln.

Rückfahrt über die Heimat. Die Wiederbegegnungen werden inzwischen Gewohnheit. Das „wir hier“ und „ihr dort“ besteht abgeschwächt weiter. Aber man sieht den Fortschritt. Viele Häuser sind schon renoviert, viele eingerüstet, neue Fenster, Türen und Gartenzäune fallen ins Auge. Die Schulfreunde flachsen doppelsinnig: sie meckern über die Arbeitslosigkeit, nehmen aber die Überbrückungsgelder dankbar an und bringen erst mal ihre Häuser in Ordnung.

So macht ausgerechnet diese Region, in der es wegen des total stillgelegten unrentablen Kupferbergbaus fast hundertprozentige Arbeitslosigkeit gibt, einen

Im Innern ging es bergab – von außen aber kam immer mehr Anerkennung

Nur einer, der sich schämt ob seiner Feigheit und zu seiner Verantwortung steht

sichtbar aufgeräumten Eindruck. Straßen- und Kanalarbeiten erledigt eine westdeutsche Firma. Sie sucht Arbeitskräfte – aber solange die Auslaufgelder noch fließen, kümmern sich die „Kumpels“ eben erst um ihre eigenen „Hütten“. Beim Bier hört dann auch bald die Meckerei auf, nicht einer trauert der Vergangenheit nach.

Das ist anders bei den Schulfreunden und ehemaligen Kollegen, die im System „was geworden“ waren. Hier spüre ich noch immer die ideologischen Barrieren und stelle auch drei Jahre nach der Wende fest, wie tief die marxistisch-atheistische Ersatzreligion sitzt, an der sie sich festgeklammert haben. Sie mokieren sich über „Besser-Wessis“ und merken nicht im geringsten, daß sie sich eigentlich als „Besser-Ossis“ selber im Wege stehen. Sie anerkennen die Marktwirtschaft – das aber als bloßes Lippenbekenntnis. Denn deren Grundvoraussetzung: konkrete und rechtlich gesicherte Eigentumsverhältnisse als Ausgangspunkt für Unternehmensautonomie, auf der sich dann erst Unternehmens-, Produkt- und Marktstrategien aufbauen können, ist ihnen nach wie vor suspekt. Da dominiert dann halt das „na ja, der Kapitalismus hat eben gesiegt, und nun werden wir plattgewalzt“. Hier spürt man die tiefen ideellen Verwüstungen, die drei Generationen sozialistischer Ver-Bildung hinterlassen haben, und meine Befürchtung seit den ersten Wiederbegegnungen von 1990 verdichten sich mehr und mehr, daß bei den über Fünfundvierzigjährigen die Generation beginnt, die den Weg in die moderne Zeit kaum noch schafft.

Mit jeder Fahrt erkenne ich deutlicher, was drei Jahrzehnte der Freiheit zählen

Vor dem Elternhaus bin ich nicht mehr gewesen, habe seine – Inhaber, Bewohner, Eigentümer? – nicht kennengelernt. Ich habe keinen Rückgabe-Antrag gestellt und stelle auch keinen. Mit jeder Fahrt, jeder Wiederbegegnung erkenne ich deutlicher: Das Schicksal hat mich vor dem Schlimmsten bewahrt. Ich bin davongekommen. Mir wurden drei Jahrzehnte Freiheit geschenkt. Die besten meines Lebens. Das allein zählt. Und die Zukunft. ■

Ein Geschenk, das jeden Monat an Sie erinnert



Mehr als 4000 Abonnements verschenken die Leser des »Deutschland-Magazin« alljährlich an Verwandte und Bekannte. Machen auch Sie Ihren politisch interessierten Freunden eine Freude. Ein Abonnement des »Deutschland-Magazin« ist ein ideales Geschenk, das jeden Monat an Sie erinnert.

So einfach ist es, Ihr Geschenk zu disponieren:

Den anhängenden Bestellschein bitte ausfüllen und an uns einschicken. Der Empfänger Ihres Geschenkabonnements erhält dann zusammen mit der ersten Ausgabe in Ihrem Namen einen Geschenkgutschein für das Abonnement.

Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht bis zum 1. Oktober schriftlich gekündigt wird.

Widerrufs-Garantie:

Diese Bestellung kann innerhalb einer Woche schriftlich beim Verlag Deutschland-Magazin, Kampenwandstr. 16, 8210 Prien widerrufen werden.

Bitte ausfüllen und einsenden an:

Verlag DEUTSCHLAND-MAGAZIN, Kampenwandstraße 16, 8210 Prien

Geschenkabonnement-Bestellung

Ich bestelle ein Geschenkabonnement der Zeitschrift »Deutschland-Magazin« zum Preis von DM 50,- jährlich (bei zehn Ausgaben) für:

Empfänger:

Name

Straße

PLZ Ort

Auftraggeber:

Name

Straße

PLZ Ort

Datum Unterschrift

Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht bis zum 1. Oktober gekündigt wird.